

Lernen im ökumenischen Horizont¹

Kirchengemeinden als Stätten der Begegnung

- Für eine Gemeinde von Christinnen und Christen, die*
 »– an den Wegen der Menschen steht,
 – offen und gastfreundlich ist,
 – einladend ist,
 – als Kirche nicht versucht, Menschen drinnen festzuhalten – zu bekehren –, sondern alles Nötige tut, damit sie ihren eigenen Weg gestärkt, vielleicht auch mit Freude, weitergehen können,
 – als Kirche ein sehr altes Bild von Leitung aufruft: Ihre Amtsträger verstehen sich als Diener, Diener an der Tafel, Diakone,
 – arbeitet und lebt im Geist des Eigentümers.«

(Jan Hendriks)²

1 Abschottung statt Begegnung

Kirchengemeinden als Stätten der Begegnung verstehen und konzipieren zu wollen, dürfte bei manchen zunächst einmal Skepsis, wenn nicht Widerspruch auslösen. Ist es nicht im Gegenteil Kennzeichen vieler Kirchengemeinden, dass sie sich nach außen hin abschotten, als dass sie offen und einladend sind für andere und möglicherweise sogar aktiv auf diese zugehen?

In der Tat lässt sich nicht abstreiten, dass viele Kirchengemeinden einen solchen Eindruck des Verschlossenseins erwecken. Dass das so ist, verdankt sich zum einen sicherlich sozialpsychologisch aufzuhellenden Faktoren. Zum anderen jedoch handelte es sich zumindest im katholischen Raum bis vor wenigen Generationen noch um eine in der Mitte des 19. Jahrhunderts beginnende und bewusst inszenierte pastorale Strategie.³ Auslöser dafür waren eine Reihe von Entwicklungen, die spätestens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Gesellschaft zunehmend einflussreich und von der Kirche als Bedrohung empfunden wurden: die

1 »Ökumene« wird hier verstanden im Sinne von »bewohnter und bewohnbarer Erde«.

2 Jan Hendriks, *Gemeinde als Herberge. Kirche im 21. Jahrhundert – eine konkrete Utopie*, Gütersloh 2001, 55.

3 Vgl. zum Folgenden Karl Gabriel und Franz-Xaver Kaufmann (Hg.), *Soziologie des Katholizismus*, Mainz 1980.

Verbreitung einer emanzipatorisch-liberalen Geisteshaltung, die autoritär-dogmatische Lehrpositionen hinterfragen ließ; der Ruf nach Beteiligung der davon Betroffenen bei Entscheidungen über ihre Belange; die Veränderungen im ökonomischen Bereich (Landreform, erste technische Revolution) mit ihren nachhaltigen sozialen Auswirkungen (Migration, Urbanisierung, Pauperisierung); starke Einbußen aufseiten der Kirchen hinsichtlich ihres gesellschaftlichen Einflusses; Propagierung des Atheismus als politisches Programm u.v.m. Durch all dieses sah sich die Kirche mehr und mehr in die Defensive gedrängt. Gleichzeitig sah sie sich selbst mit ihrer diesen Entwicklungen trotzens Position als den Hort an, der allein seinen Angehörigen Halt und Sicherheit zu geben und sie vor den als gesellschaftlich destruktiv eingeschätzten Entwicklungen zu bewahren vermochte. Um das zu bewirken, musste alles getan werden, um die zerstörerischen Kräfte erst gar nicht in die Kirche eindringen zu lassen. Es ging also darum, die Kirchenangehörigen möglichst umfassend vor Fremdeinflüssen zu bewahren. Diesem Bestreben kam damals zugute, dass es in Deutschland noch konfessionell weitgehend homogene Gebiete gab. Es galt, diese politisch-geographisch vorgegebene Geschlossenheit mit zusätzlichen Mitteln abzusichern, also etwa dadurch, dass es einen Katalog von Büchern gab, die zu lesen für Katholiken verboten war (der sog. »Index librorum prohibitorum«), dass die Ehe mit einem Angehörigen einer anderen Konfession oder etwa gar keiner Konfession mit der Strafe der Exkommunikation belegt wurde, dass die Verpflichtung für jeden Katholiken, mindestens einmal im Jahr zur Beichte zu geben, ein umfassendes Kontrollinstrument an die Hand gab, dass die kirchlichen Führungskräfte im Verlauf ihrer theologischen Ausbildung so sozialisiert wurden, dass sie die vorgegebene ideologische Linie vollständig internalisierten und etwaige Abweichungen nicht duldeten etc. Gleichzeitig wurden verschiedenste Vorkehrungen getroffen, um ein katholisches Milieu intakt zu halten, das es gewährleistete, dass die Katholiken sich »von der Wiege bis zur Bahre« in kirchlich geprägten und kontrollierten Zusammenhängen bewegten, angefangen von der Kinderbetreuung über die Schulen, das Berufsleben bis hin zur Freizeitgestaltung.⁴

Entsprechend hielt eine normale katholische Pfarrei – gewissermaßen als die Filiale der Weltkirche vor Ort – alle Einrichtungen vor, die ihre Angehörigen für ihre sichere weltanschauliche Orientierung, aber auch materielle Absicherung benötigten; Gottes- und Lebensdienst waren engstens miteinander verschränkt. Dabei war der Horizont keineswegs bloß auf den eigenen Kirchturm beschränkt. Nicht zuletzt durch das vielfältige Vereinswesen begünstigt, gab es so etwas wie ein »katholisches Gefühl«, das sich mit den Katholiken und Katholikinnen in aller Welt verbunden wusste. Und für die Beteiligten war es ein großartiges Erlebnis und wurde es zur innerlichen Bestärkung, wenn sie anlässlich von Wallfahrten oder anderen Massenver-

4 Vgl. Michael Klöcker, *Katholisch – von der Wiege bis zur Bahre. Eine Lebensmacht im Zerfall?*, München 1991.

anstaltungen dieses Katholisch-Sein gewissermaßen hautnah zu spüren bekamen: das Miteinandersein mit so vielen Gleichgesinnten über die alltägliche Lebenswelt hinaus. Umso rigider, teilweise aggressiv aufgeladen, erfolgte die Abgrenzung gegenüber allen, die anders glaubten und lebten; sie galten als Abtrünnige oder Gottlose, die spätestens im Letzten Gericht ihre verdiente Strafe zu erwarten hätten.

Es erübrigt sich, im Einzelnen nachzuzeichnen, wie dieses geschlossene katholische Milieu allmählich in Auflösung geriet und welche Faktoren diesen Prozess vorantrieben.⁵ Die knappe mentalitätsgeschichtliche Skizze soll verständlich werden lassen, warum sich ein Teil von katholischen Pfarrangehörigen bis heute schwer tut, eine Öffnung ihrer Kirche, wie sie in verschiedenen Reformbewegungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts praktiziert und auf dem 2. Vatikanischen Konzil (1962–1965) offiziell befürwortet wurde, nachzuvollziehen. Sie verweilen lieber in dem ihnen vertrauten Milieu unter Seines- bzw. Ihresgleichen und beharren bisweilen dermaßen stark gleichsam als ihrem rechtmäßigen Anspruch darauf, dass sie selbst Gläubigen aus den eigenen konfessionellen Reihen, die eine andere Vorstellung von Glaube und Kirche haben, keinen Raum lassen. Michael N. Ebertz hat deutlich herausgearbeitet, welche Folgen eine Milieuerengung durch solche tonangebenden Gruppierungen für Kirche und Gemeinden hat; seine Einschätzung ist, »dass die Milieuerengungen, die Kommunikationsformen, sozialen Strukturen, Generationszugehörigkeit und Erlebnisstile betreffen, bereits erheblich dazu beitragen, viele Menschen in Distanz, ja in absoluter Beziehungslosigkeit zum kirchlichen Leben zu halten«⁶.

Nun wäre es allerdings verkürzt, primär für eine stärkere Öffnung der milieuerengten Pfarreien bzw. Kirchengemeinden zu plädieren, um das Rekrutierungspotenzial der Kirche zu erhöhen und die Konkurrenz von alternativen Sinnstiftungen zu schwächen. Entscheidend ist vielmehr die Frage, ob nicht aus theologischen Gründen ein anderes Modell von Gemeinde zu favorisieren ist als jenes von der »hehren Trutzburg« als sicherem Hort gegen die feindlichen Angriffe »von außen«. Dass es – wohl nicht nur in der katholischen Kirche – immer wieder Kräfte gibt, die auf ein solches oder ähnlich geschlossenes Gemeinde- und Kirchenbild und entsprechende fundamentalistische Glaubensvorstellungen rekurrieren und sich von ihnen in Bann nehmen lassen, ist ein nicht zuletzt mit der Modernisierung einhergehendes Faktum, das nüchtern als gegeben in Anschlag gebracht werden muss, aber kein Grund ist, sich deswegen die Möglichkeit von theologisch mit dem Grundauftrag von Gemeinden stimmigeren Alternativen ausreden zu lassen.

5 Vgl. Karl Gabriel, Christentum zwischen Tradition und Postmoderne, Freiburg/Br. 1992.

6 Michael N. Ebertz, Aufbruch in der Kirche. Anstöße für ein zukunftsfähiges Christentum, Freiburg/Br. 2003.

2 »Gemeinde als Herberge« (Jan Hendriks)

Eine bemerkenswerte Konzeption von christlicher Gemeinde, die sich nicht hermetisch abriegelt, sondern sich öffnet und gastfreundlich ist, hat Jan Hendriks unter dem Motto »Gemeinde als Herberge« vorgelegt.⁷ Kurz umrissen sind die Merkmale dieses Gemeindemodells in dem diesem Beitrag vorangestellten Zitat. Herbergen sind Orte, wo Menschen für eine Zeit unterkommen können, bewirtet werden und auch wieder weiterziehen können. Gemeinde, so die These von Hendriks, sollen in ähnlicher Weise Orte sein, wo Gastfreundschaft wie selbstverständlich praktiziert wird und ein entsprechend einladendes Klima herrscht. Dass das kein bloßer Wunschtraum ist und bleiben muss, dafür lässt sich auf die Geschichte verweisen: Immer wieder hat es Christen und Christinnen gegeben, die in vorbildlicher Weise so etwas miteinander und mit anderen praktiziert haben. Und auch in der Gegenwart ist es so, wie Hendriks anhand von drei Beispielen aus dem niederländischen Raum vorstellt.⁸ Was heißt nun »Gastfreundschaft« als Identitätsmerkmal christlicher Gemeinde? Nach Hendriks sind damit wesentlich zwei Aspekte verbunden: »Die Gäste stehen im Mittelpunkt, und sie sind frei.«⁹ Wer die Gäste sind, ist wiederum in dreifacher Differenzierung zu bestimmen¹⁰:

Zunächst einmal sind es die Fremden, die nicht zur Gemeinde gehören, die nicht mit dem dort begegnenden Lebensstil vertraut sind. Diese Fremden werden nicht in dem Maße zu Gästen der Gemeinde, wie sie sich an das dort herrschende Klima assimilieren. Sondern sie sind Gäste gerade in ihrer Fremdheit, weil der Gemeinde daraus für sie Wichtiges, von ihr so noch nicht Gesehenes zuteil werden kann und zuteil wird. So sind die Fremden eingeladen, der Gemeinde immer wieder neu zu ihrer Identität zu verhelfen. Dabei ist es allerdings nicht so, dass die Angehörigen der Gemeinde ihrerseits sich völlig zurückhalten hätten. Im Gegenteil, wer »einlädt, der muss sich antreffen lassen: In dem, was ihm selbst wichtig ist und was er deshalb anderen zur Teilnahme anbieten möchte; in dem, was ihn selbst leben und glauben lässt, in seinen Hoffnungen. Solche Identitätsdarstellung ist aber nicht die der Identitäts- und Heimatbesitzer, die andere nicht »dazwischen kommen« lassen, sondern sie ist ebenfalls vom Unterwegssein geprägt«¹¹. Insofern sind also auch die Gemeindemitglieder Gäste füreinander, als sie selbst miteinander unterwegs sind und sich auf ihrem Weg gegenseitig das geben und miteinander teilen, was sie für ihr Leben brauchen, sei es materiell, sei es ideell. Sie haben sich dabei – und damit kommt die dritte Bestim-

7 Vgl. Hendriks, Gemeinde. Es handelt sich dabei nicht um die erste Gemeindekonzeption dieser Art; für ein solches Programm können zahlreiche Veröffentlichungen sowohl aus der praktischen Theologie als auch aus der pastoralen Praxis seit mehr als 40 Jahren angeführt werden, auf die Hendriks auch verweist und zurückgreift. Hendriks' Konzept zeichnet sich allerdings, wie im Folgenden gezeigt wird, durch eine besondere Prägnanz aus.

8 Vgl. ebd., 151–184.

9 Ebd., 59.

10 Vgl. zum Folgenden ebd., 59–65.

11 Jürgen Werbeck, Warum Kirche vor Ort bleiben muss, Donauwörth 2002, 75.

mung des Gastes ins Spiel – nicht aus purer eigener Lust und Laune auf den Weg begeben, sondern sie haben sich in die Fußspuren dessen begeben, von dem sie sich zur Nachfolge berufen wissen: Jesus Christus. Er ist der erste und letzte Gastgeber der Gemeinde; in sein Haus und an seinen Tisch sind alle Menschen als Gäste eingeladen. Dabei kann es dann sein, dass er selbst in der Gestalt eines Gastes erscheint. Gastfreundschaft, so fasst Hendriks zusammen, bezieht sich also auf diese drei Momente: »Offenheit Fremden gegenüber, beieinander zu Gast sein dürfen und Gast Jesu Christ zu sein«¹².

Diesen Aspekt, dass der Gast mitsamt seinen verschiedenen »Rollen« in der Mitte steht, verbindet Hendriks – ausgehend von dem niederländischen Wort für Gastfreundschaft: *gastvrijheid* – mit dem der Freiheit. »Der Gast ist frei. Er oder sie wird eingeladen und nicht gezwungen, d.h. auch: Er wird nicht unter falschem Vorwand hereingelockt und zu etwas verleitet. Gastfreundschaft ist kein Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck. Liebe zum Fremden ist für nichts Anderes gut. Sie ist gut in sich selbst.«¹³ Das hat enorme Konsequenzen: Es geht nicht darum, die Menschen in die Gemeinde hineinholen und sie dort fest halten zu wollen. Sondern die, die Gemeinde zu leben versuchen, begeben sich zu den anderen Menschen, um »ihnen auf ihrem Lebensweg und der Gesellschaft in ihrer Entwicklung zu Diensten«¹⁴ zu stehen. Das, was sie dabei einzubringen haben, sind vorrangig sie selbst – mit ihrem Glauben, ihrer Hoffnung, ihrer Liebe. In einem Klima der Gastfreundschaft können die Beteiligten sich mit dem, was sie sind, einbringen und werden sie so, wie sie sind, respektiert und angenommen – eine für alle zutiefst heilsame Erfahrung.

Sehr schön ist dies auf der Begrüßungstafel ausgedrückt, die am Eingang eines französischen Klosters angebracht ist: »Du kommst jetzt zu uns herein – sei willkommen. Die Kommunität von St. Maur freut sich, dir eine Rast auf deiner Reise anbieten zu können. Gib dich aber nicht damit zufrieden, von uns zu profitieren, die hier in der Abtei leben. Lass uns auch profitieren von dem, was du lebst, was du weißt und was du hoffst. Schenke uns die Gemeinschaft mit dir als Gegengabe für dein Zusammensein mit uns. Dass unser Zusammentreffen an diesem Ort dazu führt, miteinander zu sprechen und miteinander zu teilen – das wünschen wir und nichts anderes. Die Abtei von St. Maur wird das sein, was wir hier gemeinsam tun.«¹⁵ Aus einem Kloster, mit dem sich gern die Vorstellung eines alten und unbeweglichen Gebäudes verbindet, wird so ein dynamisches Geschehen des immer neu Sich-gegenseitig-Bereicherns durch immer neue Begegnungen von Mönchen und Gästen.

Auf die Darstellung der weiteren Ausarbeitung dieses Gemeindekonzepts durch Hendriks bis in seine Struktur und Organisation hinein kann

12 *Hendriks, Gemeinde*, 62.

13 *Ebd.*, 65.

14 *Ebd.*, 65f.

15 Zitiert nach der Übersetzung von *Rolf Zerfuß*, Seelsorge als Gastfreundschaft. In: *Ders.*, *Menschliche Seelsorge*, Freiburg/Br. 1985, 11–32, hier: 12. Dieser Artikel steuert wichtige theologische Einsichten zum Thema »Gastfreundschaft« bei und gibt anregende Orientierungen für die pastorale Praxis.

hier verzichtet werden. Soviel ist ersichtlich: Von ihrem Grundauftrag her gilt es, alles daran zu setzen, dass sich Gemeinde als Begegnungsraum und Beziehungsnetz gestalten kann und dass das durch ihre Struktur und ihre Leitung – die unverzichtbar sind – gefördert wird.

Das hier skizzierte Verständnis von Gemeinde als Herberge lässt verschiedene Gemeindeformen zu, etwa Personalgemeinden, Kategoriaalgemeinden, Klostergemeinden u.a.m. Aber Hendriks will ausdrücklich nicht die parochiale Struktur der Gemeindebildung aus dem pastoralen Bemühen verabschiedet wissen. Im Gegenteil, den besonderen Vorzug dieser herkömmlichen parochialen Struktur sieht er darin, dass sie gewährleistet, dass die Gemeinde an einen konkreten Ort angebunden, in ihn gewissermaßen »inkarniert« ist und nicht in einem luftleeren Raum schwebt.¹⁶

An dem jeweils konkreten Ort Begegnungen zu ermöglichen, Beziehungen zu stiften und so als Ferment neben und mit anderen Initiativen im Dorf, Stadtteil oder anderswo zum besten Ganzen dieses Gemeinwesens beizutragen, macht ihre wesentliche Aufgabe aus. Das bedeutet aber auch, dass solche Ortsgemeinden unweigerlich von dem mitgeprägt werden und sich ihre Tagesordnungen davon mitbestimmen lassen, was am jeweiligen Ort vordringlich ist, und damit unweigerlich ein je eigenes Profil gewinnen. Wo und wie eine Ortsgemeinde zu einem Begegnungsraum für die, die ihr angehören, sowohl untereinander als auch mit denen, mit denen sie es vor Ort insgesamt zu tun hat, werden kann und wie dadurch Möglichkeiten, Neues zu entdecken und voneinander zu lernen, eröffnet werden können, soll im Folgenden anhand einiger Beispiele aufgezeigt werden.

3 Durch Begegnungen lernen und werden, was Gemeinde heißt

Wenn bislang allgemein von »Gemeinde« die Rede war, ist zu berücksichtigen, dass eine Kirchengemeinde als Ortsgemeinde kein homogenes Gebilde ist. Schon allein die parochiale Strukturierung hat zur Folge, dass sie in der Regel aus Angehörigen verschiedener sozialer Schichten zusammengesetzt ist. Hinzukommt, dass der Partizipationsgrad am gemeindlichen Leben unterschiedlich ausfällt. Das von den Leuten mitgebrachte Glaubensspektrum ist sehr breit; verschiedene Glaubenspositionen rivalisieren gegeneinander, teils offen, teils verdeckt. Abgesehen von den gemeinsamen Gottesdiensten realisiert sich gemeindliches Leben in kleineren Gruppen und Vereinen, die teilweise nur wenig miteinander zu tun haben. Nur wenige haben ein Bewusstsein für die Gemeinde als ganze und nehmen dafür Verantwortung wahr.

So gesehen handelt es sich bei den folgenden Projekten in der Regel um Initiativen kleinerer Gruppen; die dabei gemachten Lernerfahrungen

16 Vgl. Hendriks, *Gemeinde*, 185–215.

gelten allererst für sie. Indem sie aber die Gelegenheit haben und nutzen, ihre Anliegen und Erfahrungen in die größere gemeindliche Öffentlichkeit – etwa im Rahmen einer Gottesdienstgestaltung – hineinzubringen, vermögen sie möglicherweise Lernprozesse über ihre eigenen kleinen Reihen hinaus anzustiften.

4.1 Hausbesuche und Ortsbegehung

Verantwortliche einer Gemeinde – Haupt- und Ehrenamtliche –, die die zentrale Aufgabe von Gemeinde darin sehen, nahe bei den Menschen zu sein, die in ihrem Bezirk wohnen oder die anderweitig, z.B. beruflich, darin zu tun haben, werden vorrangig alles daran setzen, die Menschen mitsamt ihren Lebensbedingungen näher kennen zu lernen. Auch wenn es seit einiger Zeit eher selten praktiziert wird, ist das am meisten geeignete Mittel dafür der Hausbesuch, das sog. »Klinkeputzen« von Wohnung zu Wohnung und von Haus zu Haus, weil die Verantwortlichen so den Menschen in ihren jeweils konkreten Verhältnissen begegnet. Dass niemanden ein Hausbesuch seitens der Kirche aufgezwängt werden kann, versteht sich von selbst. Aber erfahrungsgemäß passieren Abweisungen nur selten; bei vielen Leuten besteht durchaus Interesse, mit Vertretern oder Vertreterinnen der Kirche 'mal in Kontakt zu kommen. Neben den Hausbesuchen bietet es sich an, eine Ortsbegehung durch das Gemeinwesen zu unternehmen, im Rahmen derer dieses differenziert in Augenschein genommen wird:

die unterschiedliche Qualität der einzelnen Wohnviertel, die Infrastruktur (von Geschäften über Restaurants bis hin zu öffentlichen Einrichtungen), die Gewerbegebiete, die sozialen Brennpunkte, die kulturellen Stätten etc. Es kann dabei auf die Unterstützung etwa von den Städteplanern u.a. in der kommunalen Verwaltung zurückgegriffen werden. Kontakte können auch zu anderen Einrichtungen, die mit dem Gemeinwesen zu tun haben, aufgenommen werden (z.B. Beratungsstellen, Schulen, Volkshochschulen), um etwas über deren Erfahrungen mit denen, die zu ihnen kommen, zu hören. Von besonderem Interesse sind noch zivilgesellschaftliche Initiativen vor Ort, die heikle Probleme des Stadtteils aufgreifen und sich für eine Verbesserung der Lebensqualität einsetzen. Von großem Vorteil wäre es, wenn solche Ortserkundungen von vornherein gemeinsam mit der anderskonfessionellen Nachbargemeinde durchgeführt und wenn auch die anderen religiösen Institutionen vor Ort zur Beteiligung eingeladen würden; auf jeden Fall sollten diese aufgesucht werden und sollte ihnen das Interesse an einer Zusammenarbeit signalisiert werden.

Soviel ist gewiss: Wer sich so auf eine differenzierte Erkundung des gemeindlichen Territoriums eingelassen hat, sieht es nachher mit anderen Augen, als es vorher der Fall gewesen ist, selbst wenn jemand jahrzehntelang bereits dort gewohnt und gelebt hat. Darüber hinaus können sich aus solchen Kontakten dauerhafte oder gelegentliche Koalitionen für bestimmte Initiativen und Projekte innerhalb des Gemeinwesens bilden, etwa mit dem Ziel einer stärkeren Integration der verschiedenen Bevölkerungsgruppen oder wenn besondere Probleme anzugehen sind, die die

Menschen vor Ort bedrängen (angefangen beispielsweise anlässlich der Planung einer das Gemeinwesen zerstörenden Straße bis hin zu Anlässen, die die Bevölkerung sozial und ideologisch zu spalten drohen, wie vielfach bei der Einrichtung einer Moschee). Zur entsprechenden aktiven Einmischung verpflichtet das biblische Motto »Suchet der Stadt Bestes!« (Jer 29,7).

4.2 Soziale Einrichtungen

Orte, wo sich gleichsam automatisch viele Begegnungen unter verschiedensten Menschen ereignen, sind soziale Einrichtungen wie Kindergärten, Krankenhäuser, Seniorenheime etc. Wenn diese zusätzlich noch in der Trägerschaft einer Kirchengemeinde liegen, kommt auf diese die Herausforderung zu, die damit gegebene Chance bewusst wahrzunehmen und zu gestalten. Mit dieser Chance ist allerdings nicht die Verbesserung der Absicht gemeint, die in den sozialen Einrichtungen begegnenden Menschen allesamt wieder stärker in das kirchliche und gemeindliche Leben einzubringen. Es ist nicht ausschließen, dass das in dem einen oder anderen Fall auch passiert. Aber das primäre Ziel besteht darin, die sozialen Einrichtungen so zu gestalten, dass sie Gastfreundlichkeit und damit Menschenfreundlichkeit ausstrahlen, dass in ihnen ein Klima herrscht, in dem die Beteiligten sich wohl fühlen, in dem sie spüren, dass man Interesse für sie hat und ihnen Respekt und Zuneigung zukommen lässt.

Als Beispiel sei der Kindergarten herausgegriffen: Er ist eine Einrichtung – oder sollte es zumindest sein –, der prinzipiell allen Kindern, die im Territorium der Gemeinde leben, offen steht. Mit seiner Einrichtung und Unterhaltung zeigt die Gemeinde, dass ihr die Belange der Kinder in ihrer Umgebung ein wichtiges Anliegen sind und dass sie einen Beitrag dazu leisten möchte, dass möglichst alle diese Kinder kindgemäß aufwachsen können. Das fängt schon damit an, dass Kinder verschiedener Herkunft im Kindergarten lernen, etwa von zu Hause mitgebrachte Vorbehalte den Anderen gegenüber abzubauen und im Laufe der Zeit voneinander mehr zu wissen – bis dahin, dass sie über soziale, kulturelle und ethnische Unterschiede hinweg Freundschaften schließen. Doch es sind ja nicht nur die Kinder, die mit dem Kindergarten in Berührung kommen. Sondern es sind auch die Eltern, die Tag für Tag ihre Kinder bringen und wieder abholen, dabei mit den Mitarbeiterinnen ins Gespräch kommen, sich auf Elternabenden treffen. Je stärker das Vertrauen zwischen den Eltern und den Mitarbeiterinnen wird, desto mehr dürften diese gelegentlich von einzelnen Eltern bei familiären Schwierigkeiten zu Rate gezogen werden. Die Erzieherinnen bekommen auf diese Weise sehr intensive Einblicke in die Lebenssituationen der Kinder, mit denen sie es zu tun haben, und verstehen sie besser. Indem eine Gemeinde verantwortlich ihre Trägerfunktion für den Kindergarten wahrnimmt, wird diese Einrichtung für sie zur Chance, von den Kindern etwas zu lernen und gemeinsam mit ihnen sich für mehr Kinderfreundlichkeit in ihrem Gemeinwesen einzusetzen.

Ein anderes Beispiel sind die Sozialbüros, die in vielen Gemeinden eingerichtet sind und zum überwiegenden Teil in den Händen von ehrenamtlichen Kräften liegen.

Wer hier regelmäßig mit der Not von Menschen in der eigenen Umgebung konfrontiert wird, bekommt ein anderes Bild vom Zustand unserer Gesellschaft als jenes, welches in den gut situierten Kreisen vorherrscht. Er oder sie sieht, wie viel meist verdeckt bleibende Armut schon im eigenen Nahbereich vorkommt und wie schwierig es für die Betroffenen ist, unter solchen Bedingungen ihren Lebensunterhalt einigermmaßen zu sichern, was sich verschärft, wenn noch Familienangehörige davon betroffen sind, hört von unvorstellbaren und unter die Haut gehenden Lebensschicksalen, bleibt nicht selten völlig ratlos nach solchen Begegnungen zurück. Viele, die in Sozialbüros ehrenamtlich mitarbeiten, machen sich im Laufe der Zeit immer kompetenter für diese ihre Tätigkeit, etwa indem sie sich Grundfähigkeiten der Beratung aneignen, indem sie sich umfassend über die rechtlichen Bedingungen von Sozialhilfe etc. informieren, indem sie fähig werden, die Rechte ihrer Klienten vor den Behörden etc. zu vertreten etc. Dazu gehört auch, dass sie im Kreis der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen die Möglichkeit haben, darüber zu sprechen, wie es ihnen selbst mit dieser alltäglichen Konfrontation mit Armut und Leid ergeht, und sich so gegenseitig trösten und stärken können. Eine Gemeinde, die ein Sozialbüro unterhält, muss es sich angelegen sein lassen, dass die dort gewonnenen Einsichten über die soziale Realität vor Ort nicht von den Beteiligten für sich behalten werden, sondern dass damit auch die Öffentlichkeit konfrontiert wird. Darüber hinaus kann es dazu kommen, aufgrund der eigenen Erfahrungen besser zu verstehen, was es damit auf sich hat, wenn es in kirchlichen Dokumenten aus der Dritten Welt heißt, die Armen würden die Kirche evangelisieren.

4.3 Solidaritätsarbeit

Ein Gütesiegel der Kirchengemeinden in Deutschland – auch mit nicht hoch genug anzuschlagender gesellschaftlicher Relevanz – ist die Tatsache, dass in vielen von ihnen sich Gruppen im Bereich der Solidaritätsarbeit engagieren, sei es in Form einer Partnerschaft mit einer Gemeinde in der Dritten Welt oder in Osteuropa, sei es in der Unterhaltung eines Fair-Trade-Ladens, sei es in der Beteiligung an Projekten in Gefolge des Konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Die Tragik ist nur, dass dieses Gütesiegel in vielen betroffenen Gemeinden nicht erkannt wird; in ihnen erleben sich diese Gruppen an den Rand oder gar gänzlich nach außen gedrängt.¹⁷ Wenn man sich vergegenwärtigt, welch intensive Lernprozesse im Zusammenhang etwa mit der partnerschaftlichen Zusammenarbeit mit Angehörigen aus Christengemeinden in der Dritten Welt – bis hin zur Organisation von persönlichen Begegnungen hier und dort – ablaufen, kann man nur bedauern, welcher enormer Lernchancen sich in solchen Fällen die übrige Gemeinde begibt.

Wenn aber diese Chance wahrgenommen wird, wenn die Initiative der Solidaritätsgruppe von anderen Gruppen aufgegriffen wird und sie sich diese mit der Übernahme der Verantwortung für ein konkretes Partnerschaftsprojekt zu Eigen machen, verändert sich manches in der Gemeinde insgesamt. Weltkirche bzw. Ökumene bleibt für sie nicht länger

17 Vgl. dazu aufschlussreich *Franz Nuscheler u.a.*, *Christliche Dritte-Welt-Gruppen. Praxis und Selbstverständnis*, Mainz 1995.

abstrakt, sondern wird vor Ort erfahrbar; aber in den Blick kommt dabei nicht nur die Kirche, sondern vieles von dem, was in der Welt insgesamt vorgeht. Wenn die Partnerschaftsgruppe etwa aus Peru oder den Philippinen oder Südafrika berichtet, wie sie die Folgen der Globalisierung zu spüren bekommen, fordert das zum Nachdenken darüber heraus, was durch die Globalisierung bei uns angerichtet wird. Verquickungen bestimmter, z.B. ökonomischer Interessen hier und dort werden deutlicher erkennbar, aber auch das, was das jeweils für die betroffenen Menschen nach sich zieht. Man merkt, dass man nicht länger in vermeintlich politischer Unschuld beharren kann, stößt auf gleich gerichtetes Engagement in Nachbargemeinden und anderen Gruppierungen, verbündet sich mit ihnen zu netzwerkartigen Zusammenschlüssen und wird so zu einem zwar kleinen, aber doch nicht unbedeutenden politischen Faktor.

Doch nicht nur mit Blick auf die politische Dimension von Christsein wird gelernt, sondern auch mit Blick auf seine mystische Dimension. Wie in anderen Teilen der Erde, vor allem in den ärmeren Ländern die Menschen ihren Glauben im Alltag leben, woher sie trotz dauernder Rückschläge ihre Hoffnung und ihre Kraft zur Solidarität nehmen, wie sie in kleinen Kreisen die Bibel lesen, wie sie Gottesdienst feiern – vieles von dem ist für die Christinnen und Christen hierzulande zunächst einmal völlig ungewohnt. Aber darin steckt auch ein Impuls, über die eigene Art, den Glauben je für sich und gemeinsam mit anderen zu leben und zu feiern, ins Nachdenken zu kommen und zu fragen, ob nicht das eine oder andere Moment aus der dortigen Praxis auch der Glaubenspraxis hierzulande dazu verhelfen könnte, lebendiger, näher bei den Menschen, authentischer zu werden.¹⁸

Solidaritätsarbeit – so ist noch zu vermerken – bedeutet nicht nur Begegnung mit den fernen Nächsten (in der Dritten Welt und Osteuropa), sondern ebenso mit den nahe gekommenen Fernen, den Migrantinnen und Migranten aus aller Welt, die bei uns Schutz vor Verfolgung und Benachteiligung suchen. Viele von ihnen sind Christinnen und Christen. Doch unbeschadet ihrer Religionszugehörigkeit stellt die Präsenz dieser Fremden unter uns – teilweise illegal – eine große Herausforderung für die hiesigen Kirchen und Gemeinden dar. Immerhin gibt es nicht wenige Gemeinden, die diese Herausforderung annehmen und tätige Gastfreundschaft praktizieren; aus solchen Begegnungen mit den bislang Fremden erwachsen nicht selten neue Verbundenheiten untereinander und gegenseitige Verpflichtungen.¹⁹

18 Vgl. auch *Albert Biesinger u.a. (Hg.), Solidarität als ganzheitlicher Lernprozeß*, Münster 2005.

19 Vgl. *Bloß nicht auffallen! Illegale in Deutschland. Ein Informations- und Arbeitsheft für Gemeinden und Gruppen*, hg. vom Evangelischen Missionswerk in Deutschland, Hamburg 2005.

4.4 Erinnerungsarbeit

Kirchengemeinden sind in der Regel eng mit der Geschichte und der Kultur ihres Ortes verwachsen. Sie sind, was sich besonders im Kirchengebäude dokumentiert, Zeuginnen der Vergangenheit und holen durch ihr Tun diese in die Gegenwart. Besonders gern anlässlich von Jubiläen findet dieses darin seinen Ausdruck, dass Festschriften verfasst werden, in denen die Geschichte der Kirchengemeinde und ihres Ortes nachgezeichnet wird. Aber auch die jährlich stattfindenden Gedenktage geben dazu Anlass und nicht zuletzt die Art und Weise des Umgangs mit den Toten aus den eigenen Reihen, wie von ihnen Abschied genommen wird, wie sie im Gedächtnis behalten werden u.a.m.

Wenn man sich intensiver mit der Geschichte einer Gemeinde beschäftigt, stößt man in der Historiographie nicht selten auf »blinde Flecke«; es handelt sich fast immer um Ereignisse, die nicht gerade zum Ruhm der Gemeinde gedeihen und deswegen lieber verschwiegen werden. Darum bemüht zu sein, auch diese Leerstellen so gut wie möglich aufzuarbeiten und dabei geschehenes Versagen einzugestehen, anderen zugetane Schuld zu bekennen, Opfer, soweit sie noch erreichbar sind, um Vergebung zu bitten und ihnen angetanes Unrecht wieder gut zu machen – eine solche Form der Begegnung mit der eigenen Vergangenheit, die sich auch den Schattenseiten stellt, kann zu Lernprozessen führen, die weit über die eigenen Reihen der Gemeinde hinausführen können. Dass dies wohl kaum konfliktfrei geschehen wird, ist kein Grund, das erst gar nicht in Angriff zu nehmen.

4.5 Begegnungen mit den Nachbarn und Nachbarinnen anderer Konfessionen und Religionen

Richtet sich die Solidaritätsarbeit vor allem in Form der Partnerschaften mit Gemeinden vornehmlich auf Angehörige der eigenen Konfession, so liegt es vor Ort nahe, ausdrücklich die Begegnung mit den anderen Konfessionen und Religionen, die ebenfalls in der Nachbarschaft verbreitet sind, zu suchen und zu praktizieren. Mit Blick auf Koalitionen zum Wohl des Gemeinwesens war davon bereits die Rede. Aber es geht um mehr, es geht zusätzlich darum, die anderen Konfessionen und Religionen je in ihrer Eigenart kennen zu lernen und zum Dialog miteinander zu kommen.

So informativ das Studium von Lehr- und Schulbüchern auch sein mag, so erfolgt ein Lernen der anderen Konfessionen und Religionen am nachhaltigsten über Gesichter und die Möglichkeiten, sich untereinander auszutauschen. Wo so die Bekanntschaft miteinander allmählich gewachsen und eine gemeinsame Vertrauensbasis entstanden ist, ist es leichter möglich, etwa zu bestimmten Anlässen auch zu gemeinsam gestalteten gottesdienstlichen Feiern zusammenzukommen. Auf ihnen kann mit aus den verschiedenen Traditionen und Riten übernommenen Gebeten und Gesängen einem Glauben Ausdruck verliehen werden, dass die Menschen, indem sie zu einer göttli-

chen Kraft ihre Zuflucht nehmen und sich durch sie bestärkt erfahren dürfen, in ihrer Freude und Hoffnung, Trauer und Angst zusammenstehen und sich gegenseitig unterstützen können.

4.6 Lernen und werden, was Gemeinde heißt

Es ließen sich noch viele Begegnungsmöglichkeiten im Bereich von Gemeinden zeigen, durch die die Beteiligten dazu kommen, für sie Neues zu lernen und so anders zu werden. Solche Lernmöglichkeiten gibt es beispielsweise in Gesprächen zwischen den Generationen, in Frauen- oder Männergruppen, in denen anhand von den Beteiligten selbst gemachter Erfahrungen bewusst werden kann, wie es um die Gleichheit zwischen den Geschlechtern bestellt ist und wie auf ein Mehr an Gerechtigkeit hingearbeitet werden kann; und manchmal stellen sie sich ganz unverhofft ein, wenn etwa eine Kirchengemeinde mit der Frage konfrontiert wird, ob sie bereit und fähig ist, Menschen aus fremden Ländern Asyl zu gewähren²⁰ oder als Mediatorin anlässlich eines vor Ort aufgekommenen explosiven Konflikts zu fungieren.

Es zeigt sich: Die Gelegenheiten, dass es in einer Kirchengemeinde zu Begegnungen kommt, sind zahlreich und vielfältig. Entsprechend zahlreich und vielfältig können auch die daraus erwachsenden Lernprozesse und -erfahrungen sein. Aber zu solchen Prozessen und Erfahrungen kommt es nicht gleichsam automatisch. Sie kommen zustande, wenn gemachte Erlebnisse gedeutet werden. Diese Deutungen können bekanntlich bei den Beteiligten an ein und demselben Erlebnis unterschiedlich ausfallen.

Für christliche Gemeinden gibt es eine maßgebliche Basis zur Deutung ihrer je individuellen und ihrer gemeinsamen Existenz: die Bibel. Patentantworten sucht man in ihr vergeblich. Aber sie kann behilflich sein, auf Deutungsmöglichkeiten für die eigenen Erlebnisse zu stoßen. Viele können es bestätigen, dass gerade Begegnungen mit anderen Menschen auf einmal haben auf ganz neue Aspekte in der Bibel aufmerksam werden lassen, dass Texte in ihr bedeutsam geworden sind, die bislang schlicht und einfach überlesen worden sind, weil man mit dem, wovon dort die Rede ist, gar nichts anfangen konnte: Frauen entdecken Texte als für sich relevant, die Männer Jahrhunderte lang an die Seite gelegt haben; Arme lesen die Bibel anders als Reiche; usw. Im wahrsten Sinne des Wortes werden für Christinnen und Christen, werden für ihre Gemeinden die Begegnungen mit Anderen zum Geschenk, das die eigene Existenz verändern lässt – zum Geschenk dadurch, dass die Begegnungen zur gegenseitigen Bereicherung werden, zum Geschenk, dass sich ihnen durch solche Begegnungen die Bibel neu erschließt, zum Geschenk, als für sie

20 Vgl. hierzu *Rolf Heinrich*, »Laß mich Zuflucht haben unter deinen Fittichen«. Gemeindepädagogische Implikationen des Asyls in der Kirche. In: JRP 14 (1997), Neukirchen-Vluyn 1998, 109–134.

anders als vorher nachvollziehbar wird, was es damit auf sich hat, dass die Gemeinde Ort der Christusbegegnung ist – jenes Christus, der sich laut Mt 25,31–46 vorzugsweise mit den Hungrigen, Durstigen, Fremden und Obdachlosen, Nackten und Frierenden sowie Gefangenen identifiziert.